

Die zweite Person

... meinen ist, wie wenn man auf jemanden zugeht.
(Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, §457)

Wie viele kompetente Sprecher einer Sprache muß es geben, damit man überhaupt von jemandem sagen kann, er spreche oder verstehe eine Sprache? Da die Beantwortung dieser Frage vom gewundenen Weg der Evolution abhängt, habe ich keine Ahnung, wie die Antwort lautet. Vielleicht ist die erforderliche Anzahl sehr groß. Als Philosophen können wir die Frage jedoch in eher theoretischer Form stellen. In diesem Aufsatz werde ich mich auf die Rolle – und zwar die grundsätzliche Rolle – der zweiten Person konzentrieren. Dabei geht es mir, wie ich vielleicht hinzufügen sollte, nicht um das Thema der grammatischen zweiten Person, also nicht um »du«, »you«, »tú« oder »vosotros«. Hier schreibe ich über wirkliche zweite Personen, nicht über die Wörter, die man benützt, um sie anzureden.

Man kann eine Sprache als einen komplexen abstrakten Gegenstand betrachten, der definiert wird, indem man eine endliche Liste mit Ausdrücken (Wörtern) anführt sowie Regeln für die Konstruktion sinnvoller Verkettungen von Ausdrücken (Sätzen) und eine auf den semantischen Merkmalen einzelner Wörter basierende semantische Interpretation der sinnvollen Ausdrücke. Mit den Einzelheiten der geborenen Beschreibung oder Definition eines derartigen Gegenstands werde ich mich in der vorliegenden Abhandlung nicht befassen.

So aufgefaßt, ist eine Sprache abstrakt in dem einleuchtenden Sinn, daß sie un beobachtbar und unwandelbar ist; und sie ist etwas, dessen Bestandteile ebenfalls un beobachtbar und unwandelbar sind. Ausdrücke können zwar, wenn man will, als akustische oder zweidimensionale geometrische Gebilde an-

gesehen werden, die bei manchen Gelegenheiten die Form faktisk gegebener Äußerungen oder Inschriften annehmen, doch die Ausdrücke selbst würden abstrakt und in ihrer Existenz von eventueller Exemplifizierung unabhängig bleiben.¹ Die Funktionen, von denen manche Ausdrücke durch Abbildung auf Gegenstände oder Klassen von Gegenständen interpretiert werden, sind natürlich ebenfalls abstrakt. Die einzigen konkreten Einzel Dinge, die in die Kennzeichnung einer Sprache hineinspielen, sind manche der Gegenstände, auf die einige Ausdrücke abgebildet werden (beispielsweise durch die Beziehung des Benennens oder, wenn man einen Schritt weiter geht, durch Tarskis Erfüllungsrelation).

Die Abstraktheit der Sprache ist nichts Verwunderliches. Der Begriff der Sprache ist gleichartig mir – und abhängig von – Begriffen wie Name, Prädikat, Satz, Bezug, Bedeutung und Wahrheit. Dies sind allesamt theoretische Begriffe, und die Sachen, auf die sie zutreffen, sind abstrakte Gegenstände. Wir brauchen sie nicht, um eine Sprache zu lernen; und offensichtlich stehen sie uns nicht zu Gebote, wenn wir unsere Muttersprache lernen. Gebrauch werden diese Begriffe, wenn von Sprachverhalten die Rede ist. Philosophen, Psychologen und Linguisten benötigen diese theoretischen Termini, wenn sie Sprachhandlungen beschreiben, theoretisch behandeln und erklären wollen. Auch wir übrigen haben Gelegenheit, übers Reden zu reden oder übers Schreiben zu schreiben, und daher haben diese theoretischen Begriffe

¹ Andernfalls kann man die Ausdrücke – um nicht minder abstrakte Entitäten zu nennen – als Klassen von Äußerungen oder Inschriften deuten. Doch wenn man Ausdrücke als Klassen von Äußerungen oder Inschriften auffaßt, werden alle nicht geäußerten und alle nicht niedergeschriebenen Ausdrücke – und folglich alle Ausdrücke nicht geäußelter Sprachen – identisch sein. In manchen Fällen läßt sich diese Konsequenz in umständlicher Weise umgehen. (Siehe W.V. Quine und Nelson Goodman, »Steps toward a Constructive Nominalism«.) Was unsere Zwecke betrifft, wird es günstiger sein, Ausdrücke als Gestalten aufzufassen, d.h. als mögliche Eigenschaften von Äußerungen und Inschriften.

durchaus ihren Ort in jenen lockeren, informellen »Theorien«, die wir alle im Hinblick auf die Sprache vertreten. Ja, wir alle reden so unbefangen über Sprache oder Sprachen, daß wir geneigt sind zu vergessen, daß es in der Welt gar keine derartigen Dinge gibt; hier gibt es nur Personen und ihre diversen schriftlichen und akustischen Erzeugnisse. Dieser an und für sich offensichtliche Punkt wird trotzdem gern vergessen, und darüber hinaus zieht er Konsequenzen nach sich, die nicht allgemein anerkannt sind.

Ein Merkmal des von mir gekennzeichneten Begriffs der Sprache besteht demnach darin, daß es unendlich viele »Sprachen« geben muß, die niemand je gesprochen hat und die niemand je sprechen wird. Wenn man sagt, jemand spreche eine bestimmte Sprache, beispielsweise Französisch, so heißt das nichts weiter, als daß seine daterbaren Äußerungen und Niederschriften Einzelzeichen von französischen Ausdrücken sind. Um als Einzelzeichen eines französischen Satzes zu gelten, muß eine Äußerung oder Inschrift einen französischen Satz exemplifizieren, d. h. sie muß eine der als französischer Satz definierten Gestalten aufweisen; und außerdem muß die Äußerung jene semantischen Merkmale haben, die dieser Gestalt von der Definition des Französischen zugeordnet werden. (Von anderen – wahrscheinlich nicht gesprochenen – Sprachen werden den gleichen Gestalten andere semantische Merkmale zugeordnet.) Die Existenz der französischen Sprache hängt ebenso wenig davon ab, daß sie von irgend jemand gesprochen wird, wie die Existenz von Gestalten davon abhängt, daß es Gegenstände mit diesen Gestalten gibt.²

Daraus folgt, daß die Existenz einer bestimmten Sprache nichts an sich hat, was ihr mehr Interesse verleihe, als irgendeinem abstrakten Gegenstand sonst zukommen mag. Als Logiker können wir sie als eines unter zahllos vielen Beispielen für ein formales Muster untersuchen. Derartige Forschungen

² Das ist im wesentlichen der Sprachbegriff von David Lewis, siehe seinen Artikel »Language and Language«.

zahlen sich zwar in verschiedenen Hinsichten aus, doch sie haben nichts mit unserem normalen Anliegen zu tun, die Äußerungen anderer Personen zu verstehen oder herauszubekommen, wie wir selbst uns den anderen verständlich machen können. Unser nicht bloß theoretisches, sondern praktisches Interesse an sprachlichen Phänomenen ist folgendes: Wir wollen die wirklichen Äußerungen anderer verstehen, und wir wollen, daß unsere Äußerungen verstanden werden. Was hat Sprache mir diesem Interesse zu tun?

Die Antwort lautet: Nur dadurch, daß wir uns solcher Begriffe wie Wort und Satz bedienen, können wir eine systematische Beschreibung der sprachlichen Aspekte des Sprachverhaltens und der sprachlichen Fähigkeiten geben. Könnte man nicht von Wörtern reden – z. B. von jenen geheimnisvollen, abstrakten (akustischen) Gestalten, die den Äußerungen des Worts »demain« gemeinsam sind –, wäre man außerstande anzugeben, was man eigentlich gelernt hat, wenn man erfährt, daß »demain« auf französisch »morgen« bedeutet. Demnach bezieht sich eine Äußerung des Worts »demain« auf den Tag, nach dem Tag der Äußerung. Könnten wir nicht auf Wörter und Sätze Bezug nehmen, gäbe es keine bequeme Möglichkeit anzugeben, für welche Äußerungen es gilt, daß sie Äußerungen von Sätzen und daher verständliche Äußerungen bilden.

Der Begriff der Sprache und die mit ihm einhergehenden Begriffe wie »Prädikat«, »Satz« und »Bezug« haben also vor allem den Zweck, uns die Möglichkeit zu geben, das Verhalten von Sprechern sowie das zur Kommunikation befähigende Wissen von Sprechern und ihren Interpreten kohärent zu beschreiben. Damit möchte ich keineswegs andeuten, daß die Sprecher und diejenigen, von denen sie verstanden werden, selbst dazu in der Lage sein müssen, derartige Beschreibungen ihrer Fähigkeiten und ihres Verhaltens zu geben. Um die Sache zu veranschaulichen: Ein kompetenter Sprecher einer Sprache (und ein kompetenter Interpret) kennen die Wahr-

heißbedingungen von zahllos vielen Sätzen. So wissen die meisten Sprecher des Deutschen, daß eine Äußerung des Satzes »Montreal liegt in Kanada« dann und nur dann wahr ist, wenn Montreal in Kanada liegt. Außerdem sind dem Sprecher auch im Hinblick auf zahllose weitere Sätze analoge Fakten bekannt. Dieses Wissen braucht der Sprecher nicht mit Hilfe von Worten zu artikulieren. Wir hingegen können die Gesamtheit dieses dem Sprecher oder Interpreten der Sprache zukommenden Wissens nicht beschreiben, ohne unsererseits über eine Theorie – eine Theorie der Wahrheit oder dergleichen – zu verfügen, die zur Beschreibung des Deutschen gehört. (Diese Beschreibung dessen, was ein Sprecher des Deutschen weiß, braucht nicht auf deutsch formuliert zu werden; und falls sie tatsächlich nicht auf deutsch formuliert wird, klingt sie auch nicht so trivial.)

Kommen wir nun auf die Ausgangsfrage zurück: Wie viele Sprecher oder Interpreten einer Sprache müssen existieren, damit es überhaupt einen Sprecher geben kann? Um eine Sprache zu sprechen, müssen die Äußerungen des Sprechers mit der Definition einer Sprache in Einklang stehen. Das Mißliche ist, daß die Anzahl der Äußerungen endlich ist; während die Definition einer Sprache einer unendlichen Zahl von Sätzen Bedeutungen zuordnet. Daher wird es zahllos viele verschiedene Sprachen geben, die mit allen wirklichen Äußerungen des Sprechers übereinstimmen, aber im Hinblick auf nicht gesprochene Sätze differieren. Wie kommt es dann zustande, daß der Sprecher nicht jene Sprachen, sondern diese Sprache spricht? Das Problem kann sich in noch schlimmerer Form stellen. Denn selbst wenn ein Sprecher das Unmögliche fertigbrächte und jeden Satz einer bestimmten Sprache äußerte, gäbe es viele weitere Sprachen, die mit seinem gesamten Verhalten und allen seinen inneren Zuständen in Einklang stünden. Das hat Quine behauptet, und ich stimme dieser These zu.

Es ist zwar ein Faktum, daß alle öffentlich verfügbaren Belege

mit Bezug auf einen Sprecher oder eine Gruppe von Sprechern mit vielen verschiedenen Sprachen (in der hier einseitigen festgesetzten Bedeutung des Worts »Sprache«) in Einklang stehen könnten – und zwar selbst dann, wenn man sich ausmalt, daß dieses Belegmaterial alle möglichen Indizien dieser Art umfaßt –, doch dieses Faktum braucht uns an und für sich nicht zu beunruhigen, denn wir können einräumen, daß es ausreicht zu wissen, daß ein Sprecher eine Sprache aus einer Menge von empirisch äquivalenten Sprachen spricht, solange die Menge durch die empirischen Einschränkungen klar definiert ist. Daher wollen wir im folgenden einfach jede Sprache aus dieser Menge als »die Sprache« eines Sprechers bezeichnen.³ Diese Strategie taugt für empirisch äquivalente Sprachen, wenn man sich vorstellt, daß die Belege Äußerungen jedes Satzes umfassen, den wir der Sprache zurechnen würden. Aber derartige Belege stehen natürlich nie zur Verfügung. Also wird es zahllos viele Sprachen geben, die mit allen wirklichen Äußerungen eines Sprechers in Einklang stehen, ohne daß eine von ihnen »die« von diesem Sprecher gesprochene Sprache wäre.

Das Problem läßt sich auch mit Hilfe zeitlicher Begriffe formulieren und auf einen Interpreten beziehen. Wenn du (der Interpret) nicht weißt, wie ein Sprecher fortfahren wird, weißt du auch nicht, welche Sprache er spricht – einerlei, wieviel dieser Sprecher bisher schon gesagt hat. Es wird auch nichts helfen, wenn du darauf hinweist, der Sprecher habe sich bis jetzt den Erwartungen entsprechend verhalten, er sei auf dieselbe Schule gegangen wie du selbst oder gehöre dersel-

³ Meiner Ansicht nach stellt das Vorhandensein empirisch äquivalenter Sprachen (also Sprachen, die mit allen möglichen empirischen Belegen gleich gut übereinstimmen) keine Gefahr für die Realität oder Objektivität der richtigen Interpretation von Äußerungen und den mit ihnen einhergehenden geistigen Zuständen dar, die größer wäre als die Gefahr, die von der Existenz verschiedener Skalen für die Messung von Temperaturen oder Längen für die Realität oder Objektivität von Temperaturen oder Längen ausgeht. (Siehe Abhandlung 5.)

ben Kultur oder Gemeinschaft an, denn die Frage betrifft nicht die Vergangenheit, sondern die Zukunft. Ebensov wenig kann man sich auf die Vorstellung berufen, der Sprecher beherrsche eine Reihe von Konventionen (welche Konventionen?) oder habe eine Menge von Regeln gelernt (welche denn?). Die Begriffe der Konvention oder der Regel kann man ebensov wenig wie den Begriff der Sprache heranziehen, um Sprachverhalten zu rechtfertigen oder zu erklären. Bestenfalls können diese Begriffe zur Beschreibung (d. h. Definition) sprachlichen Verhaltens beitragen.

Dieses Problem mag zwar Wittgenstein beunruhigt haben und hat mit Sicherheit Kripke⁴ umgetrieben, doch nach meinem Eindruck ist die Lösung relativ einfach. Je länger wir einen Sprecher mit offenkundigem Erfolg als Sprecher einer bestimmten Sprache interpretieren, desto größer ist unser berechtigtes Zutrauen, daß der Sprecher tatsächlich diese Sprache spricht, d. h. daß er sich auch weiterhin als Sprecher dieser Sprache interpretieren lassen wird. Unsere gesteigerten Erwartungen sind so gut begründet, wie sie durch unsere Belege und normale Induktion untermauert werden. Diese Erwartungen sind hauptsächlich konditionaler Art. Normalerweise weiß man zwar nicht, was jemand sagen wird, doch man ist dazu bereit, jede einzelne aus einer sehr großen Zahl von eventuellen Äußerungen des Betreffenden zu interpretieren. Unsere Interpretationsdispositionen und die Fortsetzungsdispositionen des Sprechers sind weder schatzenhaft noch geheimnisvoll, sondern es handelt sich um echte Merkmale des Gehirns und der Muskeln. Natürlich können unsere Ansichten über das, was auf eine andere Person zutrifft, ohne weiteres falsch sein, und daher können wir uns auch in unseren Erwartungen hinsichtlich dessen irren, was diese Person mit ihren wirklichen oder möglichen Äußerungen meint. Ich glaube, daß derartige Meinungen tatsächlich oft fehlerhaft

4 Saul Kripke, *Wittgenstein on Rules and Private Language*.

sind. Aber sehr viel häufiger sind sie richtig, und die Dinge, mit Bezug auf die wir tatsächlich recht haben, versetzen uns normalerweise in die Lage, unser Verständnis einer Äußerung zu korrigieren, die nicht einer Sprache angehört, die unserer ursprünglichen Meinung zufolge gesprochen worden war. Inso weit wir recht haben im Hinblick auf das, was im Kopf einer Person vor sich geht – und daher auch im Hinblick auf das, was sie mit zahllosen nicht geäußerten Dingen meinen würde –, haben wir auch recht bezüglich »der« von dieser Person gesprochenen Sprache.

Diese ganz unvollständige Antwort auf die Frage nach den Gründen, die ein Interpret für seine Überzeugung haben kann, der Sprecher spreche eine bestimmte Sprache und nicht eine andere, die ebenso gut mit dem von diesem Interpreten beobachteten Sprachverhalten zu vereinbaren ist, hängt nicht in hohem Maße von den Details unserer Erklärung erfolgreichen Interpretierens ab. Der Witz der Antwort besteht darin, daß hier keine zwei Fragen vorliegen: eine Frage hinsichtlich der Gründe für die Überzeugung, der Sprecher spreche nicht jene, sondern diese Sprache, und eine zweite Frage hinsichtlich der uns naheliegenden Art und Weise, Erwartungen auszubilden. Die erste Frage ist schlicht eine Spielart der zweiten. Die Interpretation hat jedoch einen weiteren Aspekt, der für unsere Belange wesentlich ist: Der Interpret interpretiert eine Äußerung des Sprechers nur dann (richtig), wenn er weiß, daß der Sprecher beabsichtigt, der Interpret möge der Äußerung des Sprechers bestimmte Wahrheitsbedingungen zuordnen.⁵ Eine vollständige Erklärung dieser These würde eine

⁵ In dieser Form ist das Gesagte offenkundig unzulänglich. Verbessern läßt es sich, indem man die von Grice entlehnte Bedingung hinzufügt, der Sprecher müsse beabsichtigen, daß der Interpret zu den richtigen Wahrheitsbedingungen gelangt, indem er die Absicht des Sprechers erkennt, entsprechend interpretiert werden zu wollen. Die Annahme, daß Kenntnis der Wahrheitsbedingungen interpretationsadäquat ist, begründe ich hier nicht.

Erläuterung des Gedankens voraussetzen, daß Äußerungen »Wahrheitsbedingungen zugeordnet« werden, und dieser Gedanke ist in relevanten Hinsichten zweifellos genauso schwierig zu verstehen wie der Begriff der gemeinten Bedeutung selbst: Dieses Problem zu lösen, habe ich mir hier allerdings gar nicht vorgenommen. An dieser Stelle geht es nur darum, im Anschluß an Grice nachdrücklich zu betonen, daß Absichten für die Kommunikation von entscheidender Wichtigkeit sind. Wäre man, ebenso wie Grice, sicher, daß ein Sprecher, um etwas zu meinen, die Absicht haben muß, auf einen spezifischen Hörer oder eine spezifische Gruppe von Hörern eine bestimmte Wirkung auszuüben, wäre damit vielleicht schon erwiesen, daß die Sprache insofern etwas Soziales ist, als sie die Existenz wenigstens zweier Personen voraussetzt (denn es ließe sich geltend machen, daß die Absicht, bei einer anderen Person eine bestimmte Wirkung erzielen zu wollen, nur möglich ist, wenn eine solche Person existiert). Diesen direkten und verlockenden Weg werde ich hier nicht einschlagen. Dennoch können wir sagen, daß es auf Seiten des Sprechers diese Absichten geben muß, wenn die Kommunikation gelingt, und daß diese Absichten für Meinen und Bedeutung wesentlich sind, *sofern* erfolgreiches Kommunizieren für Meinen und Bedeutung wesentlich ist. Das Vorhandensein von Absichten ist wichtig, denn es gibt einer Irrtumsschreibung Inhalt, indem dadurch die Möglichkeit einer Diskrepanz zwischen Absicht und Leistung in Betracht gezogen wird. Absichten setzen, ebenso wie Überzeugungen und Erwartungen, weder Aufmerksamkeiten noch Nachdenken voraus, und zu Absichten gelangt man normalerweise nicht durch bewußtes Überlegen. Absichten gehen normalerweise nicht mit besonderen Gefühlen einher, und zur Kenntnis der eigenen Absichten gelangt man (üblicherweise) nicht durch Folgerungen oder das Heranziehen von Beobachtungen. Allerdings haben Absichten unbegrenzt großen Spielraum, denn sie sind abhängig von der Überzeugung, das Beabsich-

nigte auch ausführen zu können, was wiederum die Meinung voraussetzt, nichts werde die beabsichtigte Handlung verhindern. Demnach scheinen Absichten genau jene Eigenschaften zu haben, die nötig sind, um die Vorstellung, der Sprecher sei *nicht* so fortgefahren wie bisher, verständlich zu machen.⁶

Die eben skizzierte Auffassung befaßt sich nur mit der Interpretation und argumentiert daher nicht für die Existenz einer sozialen Umgebung, sondern setzt diese voraus. Dennoch wird es an dieser Stelle nützlich sein, bestimmte Aspekte jener Anschauung zu betrachten, die Wittgenstein nach meinem Eindruck von Kripke zugeschrieben wird. (Für die Zwecke dieser Darstellung werde ich sagen, diese Anschauung sei Kripkes eigene. Im Grunde bekennt sich Kripke nicht deutlich zu dieser Auffassung, und ich für mein Teil bin mir nicht sicher, daß Wittgenstein sie wirklich vertreten hat. Also ist es vielleicht niemandes Auffassung.) Kripke konzentriert sich auf die Idee des Regelfolgens: Dieser Idee zufolge heißt eine Sprache sprechen soviel wie: Regeln folgen. Die Regeln geben an, was es heißt »in der gleichen Weise fortzusetzen«, beispielsweise ein Wort zu gebrauchen. Es gibt allerdings keinen inneren geistigen Akt oder Vorgang des »Erfassens« oder »Befolgens« der Regel, daher wird keine Erforschung oder Erkenntnis des Inneren des Sprechers Aufschluß darüber geben, ob er sich an diese oder jene Menge von Regeln hält. Nach dem schlichten Urteil der Interpreten folgt ein Sprecher derselben Regel wie sie selbst, wenn der Sprecher so fortfährt, wie sie selbst (die Interpreten) es täten. Um es mir Hilfe des Begriffs »Meinen« auszudrücken: Nach unserem Urteil meint

6 Im Grunde die gleichen Anmerkungen zum Begriff der Absicht macht auch Crispin Wright, wenn er, ähnlich wie ich selbst, den Versuch unternimmt, Kripkes Ansicht zu entschärfen, es sei ihm gelungen, Wittgensteins Ausföhrung zum Begriff der Bedeutung oder des Meinens ein im wesentlichen unauflösbares »skeptisches Paradox« zu entnehmen. Siehe Crispin Wright, »Kripkes Account of the Argument against Private Language«.

ein Sprecher das gleiche, was auch wir im Fall der Äußerung der gleichen Worte meinen würden, wenn er so fortfährt, wie wir es täten.⁷

Die Angemessenheit des normalen Begriffs des Regelfolgens für eine Beschreibung dessen, was das Sprechen einer Sprache beinhaltet, sollen wir in Frage stellen. Wenn wir von Sprachregeln reden, denken wir normalerweise an die von Grammatikern oder Linguisten gegebenen (verallgemeinerten und idealisierten) Beschreibungen der wirklichen Sprachpraxis oder an jene Vorschriften, die wir nach dem Wunsch der Grammatiker befolgen sollten. Regeln können beim Lernen einer Sprache von Nutzen sein, aber ihre Hilfe streht nur beim Erlernen einer Fremdsprache zu Gebote. Der größte Teil des Lernens von Wortverwendungen erfolgt ohne alles explizite Lernen irgendwelcher Regeln.⁸ Wittgenstein behandelt das Erwas:-Meinen freilich mehr oder weniger in der gleichen Weise, in der er mit dem Befolgen gewisser Verfahren umgeht,

7 »Was meine ich nun, wenn ich sage, nach dem Urteil des Lehrers müsse der Schüler in bestimmten Fällen die richtige Lösung nennen? Ich meine, daß der Lehrer urteilt, das Kind habe dieselbe Lösung genannt, die er selbst nennen würde. [...] sofern Müllers Neigungen in hinreichend vielen konkreten Fällen mit den eigenen übereinstimmen, wird Schmidt zu dem Urteil gelangen, daß Müller tatsächlich der Regel folge« (Kripke, *Wittgenstein on Rules and Private Language*, S. 90f., Übers., S. 114 u. 116). Unternimmt wird diese Interpretation vielleicht durch die folgenden Wittgenstein-Zitate: »[...] ich habe auch noch angedeutet, daß sich Einer nur insofern nach einem Wegweiser richtet, als es einen ständigen Gebrauch, eine Gepflogenheit, gibt. [...] Ist, was wir »einer Regel folgen« nennen, etwas, was nur ein Mensch, nur einmal im Leben, tun könnte? [...] - Einer Regel folgen, eine Mitteilung machen, einen Befehl geben, eine Schachpartie spielen sind *Gepflogenheiten* (Gebräuche, Institutionen)« (*Philosophische Untersuchungen*, §§ 198 f.). Außer acht gelassen habe ich hier einen äußerst wichtigen Aspekt von Kripkes Erörterung, nämlich seine These, Wittgensteins »Lösung« des Problems des Meinens sei »skeptischer« Art.

8 Es sollte offensichtlich sein, daß die These, es gebe internalisierte oder genetisch eingepflanzte Regeln der *Grammatik*, hier ohne Belang ist. Die »Regeln« Wittgensteins und Kripkes betreffen das, was die Wörter bestimmter Sprachen bedeuten.

beispielsweise mit dem Addieren in der Arithmetik. Es gibt allerdings eine klare Unterscheidung zwischen diesen Fällen, die auch erklärt, warum wir das Wort »Regel« normalerweise im einen, aber nicht im anderen Fall verwenden. Im Fall des Addierens gibt es ein explizites Verfahren zur Ermittlung einer Lösung. Dieses Verfahren können wir lernen und beschreiben, und hier ist es angemessen, das Verfahren oder seine Beschreibung als Regel zu bezeichnen. Beim Sprechen befolgen wir normalerweise kein Verfahren; beim normalen Reden gibt es nichts, was dem Addieren einer Zahlenreihe entspräche. Doch wenn der Begriff des Regelfolgens nicht ganz angemessen ist, um den Fall zu beschreiben, indem man etwas meint, indem man etwas sagt, ist es ebenfalls fragwürdig, ob wir – selbst wenn wir uns darüber einig sind, daß der Gebrauch einer Sprache einer sozialen Einbettung bedarf – ohne Bedenken die Vorstellung akzeptieren sollten, wonach das Erwas:-Meinen eine Konvention, eine Gepflogenheit oder eine Institution (nicht bloß gelegentlich ins Spiel bringt, sondern) voraussetzt.⁹

Eine wichtigere Frage betrifft die Vorstellung, sprachliche Kommunikation setze voraus, daß der Sprecher genauso verfährt wie die übrigen – daß man, um redend etwas zu meinen, mit den gleichen Worten das gleiche meinen müsse wie die anderen. Die oben gegebene Erklärung der Erwartungen, die erfüllt sein müssen, damit eine Person eine andere verstehen kann, hat keine Andeutung enthalten, wonach die beiden Personen die gleiche Sprache sprechen müßten. Es ist auch keineswegs klar, warum das notwendig sein müßte. Vielleicht wäre die Sprache nie entstanden, wenn da nicht die natürliche Tendenz der Tiere zur wechselseitigen Nachahmung gewesen wäre. Das mag zwar sein, obwohl ich diesbezüglich Zweifel

9 Daß ich, wenn es um die Untersuchung der Sprache geht, hinsichtlich der Erklärungskraft der Begriffe »Regelfolgen« und »Konvention« skeptisch bin, habe ich in meinem Aufsatz »Kommunikation und Konvention« ausführlicher dargelegt, siehe Abhandlung 18 in *Wahrheit und Interpretation*.

anmelden möchte, aber es hätte bestimmt anders kommen können. Wenn du und ich die einzigen Sprecher in der Welt wären, und du sprächst Tibetisch, während ich Deutsch rede, könnten wir einander dennoch verstehen, selbst wenn sich jeder von uns beiden an andere »Regeln« (Regelmäßigkeiten) hielte. Was natürlich wirklich eine Rolle spielen würde, ist der Umstand, daß wir dem jeweils anderen etwas liefern würden, was als Sprache zu verstehen ist. Das ist eine Absicht, welche die Sprecher haben müssen. Aber obschon die Ausführung dieser Absicht ein gewisses Maß an für den anderen erkennbarer Konsistenz verlangt, setzt sie nicht voraus, daß man gemeinsamen Regeln oder Konventionen folgt. Es könnte sogar sein, daß wir aufgrund von Unterschieden in unseren Stimmbändern außerstande wären, die gleichen Laute hervorzubringen, und deshalb unmöglich die gleiche Sprache sprechen könnten. Mir ist kein Argument bekannt, aus dem hervorginge, daß Kommunikation unter solchen Umständen ausgeschlossen wäre. Daher mag es zwar sein, daß das Sprechen die Existenz eines Interpreten voraussetzt, doch es ergibt sich keineswegs, daß mehr als eine Person die gleiche Sprache sprechen muß. Das ist günstig, denn wenn man es mit dem, was eine Sprache ausmacht, genau nimmt, verhält es sich wahrscheinlich so, daß keine zwei Personen wirklich die gleiche Sprache sprechen. Daraus ziehe ich den Schluß, daß Kripkes Kriterium für das Sprechen einer Sprache nicht richtig sein kann: Daß man eine Sprache spricht, kann nicht davon abhängen, daß man genauso redet wie jemand anders (oder viele andere).¹⁰

¹⁰ Wie liebende Mütter zu tun pflegen, hat auch meine Mutter Aufzeichnungen über die Sprache angefertigt, die ich im Alter von drei Jahren gesprochen habe. Es war mit Sicherheit nicht die gleiche Sprache, die von anderen Familienangehörigen gesprochen wurde – wahrscheinlich wurde diese Sprache überhaupt von niemand anderem gesprochen. Dennoch behauptet meine Mutter, und zwar zu Recht, daß sie mich und ich sie verstand. Außerdem ist es durchaus gebräuchlich, daß englische Mütter-

Nehmen wir also an, daß der Test für das Sprechen einer Sprache so modifiziert wird, daß auch der folgende Punkt berücksichtigt wird: Daß man eine Sprache spricht, ist, wie wir von nun an behaupten werden, nicht davon abhängig, daß zwei oder mehr Sprecher in der gleichen Weise reden. Erforderlich ist nur, daß jeder Sprecher absichtlich dafür sorgt, daß er für den anderen interpretierbar ist (der Sprecher muß mehr oder weniger so »fortfahren«, wie es der andere erwartet oder wie es immerhin dessen Interpretationsfähigkeiten entspricht). Das ist gewiß eine notwendige Bedingung für erfolgreiches *Kommunizieren*. Aber wieso ist es eine Bedingung, die erfüllt sein muß, damit überhaupt eine Sprache gesprochen wird? Warum soll es nicht möglich sein, daß man in der gleichen Weise fortfährt – und alle Bedingungen der *Interpretierbarkeit* erfüllt –, ohne wirklich interpretiert zu werden?¹¹ Es stimmt, daß unsere Belege dafür, daß jemand eine bestimmte Sprache spricht, hauptsächlich auf der Tatsache beruhen, daß er so fortfährt, wie wir es von einem Sprecher dieser

sprache, die kein Französisch sprechen oder schreiben können oder wollen, französisch geschriebene Briefe auf englisch beantworten.

In meinem Aufsatz »A Nice Derangement of Epitaphs« habe ich Gründe dafür genannt, daß Kommunikation keine Gemeinsamkeit der Sprache voraussetzt. Dieser Standpunkt wird auch von Noam Chomsky bejaht, siehe *Language and Problems of Knowledge*, S. 36f. Eine direkt auf Kripke bezogene, ausführlichere Erörterung dieses Themas findet der Leser in: Chomsky, *Knowledge of Language: Its Nature, Origin and Use*, S. 223-237.

¹¹ Kripke scheint die Möglichkeit zuzulassen, daß Robinson Crusoe als Sprecher einer Sprache gilt, solange er in eine Gesellschaft aufgenommen werden könnte, auch wenn er in Wirklichkeit (nie?) in einen sozialen Rahmen integriert wird. Es müßte dennoch eine Gesellschaft (oder zumindest eine weitere Person) geben, die zu Recht urteilen kann, daß Robinson Crusoe mit seinen Lauten etwas gemeint hat. Chomsky glaubt, daß Kripke, indem er den Fall des Robinson Crusoe zuläßt, seiner eigenen Hauptthese widerspricht. Mag sein, aber meines Erachtens hat Chomsky unrecht, wenn er den reinen Robinson-Crusoe-Fall für möglich hält. Unter dem »reinen« Fall verstehe ich einen Robinson Crusoe, der sich niemals mit anderen Personen verständigt hat.

Sprache erwarten. Natürlich gibt es auch viele sonstige Arten von Indizien. Die Kleidung des Sprechers, seine Getränke und sein Aufenthaltsort auf dem Erdball können allesamt Anhaltspunkte liefern, die über seine Sprache Auskunft geben. Trotzdem können wir einräumen, daß die endgültige Entscheidung letztlich von den Einzelheiten des Sprachverhaltens abhängen muß. Das Mißliche ist, daß die ursprüngliche Fragestellung weder die Bedingungen der Kommunikation betraf noch das Problem, über welche Belege jemand verfügen könnte, aus denen hervorginge, daß jemand anders eine bestimmte Sprache spricht. Eigentlich handelte es sich um die Frage, warum die einzige Sprache oder die Muttersprache eines Sprechers nicht eine private Sprache sein könne.

Unsere Erörterung hat eine Modifikation oder Erläuterung des Begriffs der privaten Sprache nach sich gezogen: Darunter verstehe ich nun nicht eine Sprache, die von nur einer Person gesprochen wird, sondern eine Sprache, die von nur einer Person verstanden wird. Und jetzt geht es um die Frage, warum es keine Sprache geben können soll, die von nur einer Person verstanden wird.¹² Die Antwort, die Wittgenstein in dem als Motto dieses Aufsatzes angeführten Zitat anzubieten scheint, geht dahin: Ohne einen Interpreten kann man der Behauptung, daß sich der Sprecher geirrt habe – also nicht so weitergemacht habe wie bisher –, keinen Gehalt geben.

Aber haben wir denn nicht durch Tilgung der Bedingung, der Sprecher müsse ebenso weitermachen wie der Interpret (oder sonst jemand), zur gleichen Zeit versehentlich jede Aussicht auf Kennzeichnung sprachlicher Irrtümer zunichte gemacht? Wenn es keine soziale Praxis gibt, mit der sich das Tun des Sprechers vergleichen ließe, stellt sich doch die von Wittgenstein angedeutete Frage, ob nicht alles, was der Sprecher sagen mag, mit irgendeiner Regel (d. h. mit irgendeiner Sprache)

12 Freilich kann es eine »Sprache« geben, die von nur einer Person verstanden wird, beispielsweise einen im Tagebuch verwendeten Geheimcode. Die Frage ist, ob eine erste Sprache privat sein kann.

übereinstimmen wird. Wenn das Sprachverhalten anderer Personen dem Sprecher nicht die Norm liefert, was wäre dann imstande, diese Aufgabe zu erfüllen? Die Antwort lautet, daß die Absicht des Sprechers, in einer bestimmten Weise interpretiert werden zu wollen, die »Norm« liefert. Der Sprecher wird seiner Absicht nicht gerecht, wenn er nicht so spricht, daß er seiner Absicht entsprechend verstanden wird. Unter normalen Umständen weiß der Sprecher, daß er am ehesten verstanden wird, wenn er so spricht, wie seine Hörer es täten, und daher wird er beabsichtigen, so zu sprechen, wie seine Hörer es nach seinem Dafürhalten täten. Dann wird er einer seiner Absichten nicht gerecht werden, wenn er nicht so redet wie die anderen. Dieses schlichte Faktum hilft meines Erachtens erklären, warum viele Philosophen den Sinn der Äußerungen eines Sprechers mit dem verknüpft haben, was andere mit denselben Wörtern meinen (einerlei, ob sich das Wort »andere« auf eine Sprachgemeinschaft, Experten oder eine Elite dieser oder jener Art bezieht¹³). Meiner Erklärung zufolge ist diese Verknüpfung weder wesentlich noch direkt. Ins Spiel kommt sie nur dann, wenn der Sprecher so interpretiert zu werden beabsichtigt wie (bestimmte) andere Personen. Sobald diese Absicht fehlt, wird das richtige Verständnis des Sprechers von keinem Sprachgebrauch tangiert, der über die intendierte Reichweite seiner Stimme hinausgeht. (Eine vereitelte Absicht, »richtig« zu sprechen, ist ohne Belang für das vom Sprecher Gemeinte, es sei denn, damit wird auch die Absicht durchkreuzt, in einer bestimmten Weise interpretiert zu werden.¹⁴)

13 Siehe z. B. Hilary Putnam, »The Meaning of 'Meaning'«, Tyler Burge, »Individualism and the Mental«, Michael Dummett, »The Social Character of Meaning«, in: Dummett, *Truth and Other Enigmas*, und »A Nice Derangement of Epitaphs: Some Comments on Davidson and Hackling«, in: Ernest Lepore (Hg.), *Truth and Interpretation: Perspectives on the Philosophy of Donald Davidson*.

14 Diese Problematik wird hier auch in Abhandlung 2 besprochen.

Was diese Überlegungen zeigen, wenn sie richtig sind, läuft darauf hinaus, daß es eine weniger anspruchsvolle und einleuchtendere Alternative zu Kripkes Vorschlag gibt, der erklären soll, was erforderlich ist, damit jemand mit seinen Äußerungen etwas meinen kann. Denn während der Test, ob ein Sprecher etwas meint, nach Kripkes Erklärung davon abhängt, daß der Sprecher das gleiche tut wie die anderen, läßt sich die gleiche Unterscheidung zwischen »glauben, man meine etwas« und »es wirklich meinen« auch treffen, indem man darauf abhebt, ob die Absicht des Sprechers, in einer bestimmten Weise interpretiert zu werden, in Erfüllung gegangen ist. Beide Arten, diese Unterscheidung zu treffen, sind von einer sozialen Umgebung abhängig; aber die zweite stellt andere Anforderungen an den Sprecher.¹⁵

Haben wir inzwischen gezeigt, daß es eine private Sprache nicht geben kann? Gewiß nicht. Wenn wir davon ausgehen, daß Kripkes Vorschlag richtig ist, dann stimmt es auch, daß eine Möglichkeit der Unterscheidung zwischen »glauben, man meine etwas« und »es wirklich meinen« die Voraussetzung beinhaltet, daß Sprache öffentlich sei. Das gleiche läßt sich auch zugunsten der von mir vorgeschlagenen Alternative sagen. Es ist jedoch noch nichts Endgültiges gesagt worden, was zeigen würde, daß es keine andere Möglichkeit gibt, diese Unterscheidung zu treffen – eine Möglichkeit, die nicht von einer sozialen Umgebung abhängt.

Um die These zu erhärten, Sprache sei etwas wesentlich Öff-

¹⁵ Hier gibt es einen Punkt, den ich nicht unter Dach und Fach gebracht habe: Die Absicht des Sprechers wird verteilt, wenn er nicht seiner Absicht entsprechend interpretiert wird. Es wäre jedoch falsch zu behaupten, ein solcher Fehlschlag bedeute notwendig, daß es dem Sprecher seiner Absicht nach erfassen sollte. Dieser letztere Fehlschlag ist (in einer Art und Weise, über die der normale Sprachgebrauch vielleicht nicht endgültig zu befinden vermag) von Fragen abhängig wie den, ob der Sprecher zu Recht geglaubt hat, sein Interpret könne oder wolle ihn seiner Absicht entsprechend interpretieren.

fentliches, brauchen wir eine Argumentation völlig anderer Art. Im restlichen Teil dieser Abhandlung werde ich eine solche Argumentation vorschlagen: eine Argumentation, die nicht nur für sprachliche Äußerungen gilt, sondern auch für Überzeugungen, Absichten und die übrigen propositionalen Einstellungen. Die anschließend dargelegte Argumentation geht zwar nicht von einem skeptischen Zweifel aus, dem man eine Erwiderung entgegensetzen sucht, aber sie endet mit einer Schlußfolgerung, die vielleicht die gleiche ist wie bei Wittgenstein: Die Sprache ist notwendig eine soziale Angelegenheit.

Betrachten wir zunächst eine primitive Lernsituation. Einem Lebewesen wird beigebracht – oder es lernt sonstwie –, in spezifischer Weise auf einen Reiz bzw. auf eine Klasse von Reizen zu reagieren. Der Hund hört eine Glocke und wird gefüttert; schon recht bald geschieht es, daß der Speichelfluß einsetzt, sobald er die Glocke hört. Das Kind plappert, und wenn es beim Vorhandensein von Tischen ein Geräusch wie »Tisch« hervorbringt, wird es je nach den Umständen belohnt; schon recht bald geschieht es, daß das Kind »Tisch« sagt, sofern Tische vorhanden sind. Das Phänomen der Verallgemeinerung – der wahrgenommenen Ähnlichkeit – spielt bei diesem Vorgang eine wesentliche Rolle. Vom Standpunkt des Hundes ist das eine Läuten der Glocke dem anderen hinreichend ähnlich, um ähnliches Verhalten auszulösen, ebenso, wie die eine Vorführung des Futters der anderen ähnlich genug ist, um den Speichelfluß anzuregen. Strecken manche dieser Unterscheidungsmechanismen nicht in unseren Genen, könnten gar keine erlernt werden. Das gleiche gilt auch für das Kind: Wir können die beim Kind ankommenden Reize entsprechend der Ähnlichkeit der Reaktionen einstrufen, die durch diese Reize im Kind ausgelöst werden.¹⁶

¹⁶ Nichts ist hier von amateuropsychologischen Annahmen über Plappern, unterschiedliche Belohnungen oder vorsprachliche Induktion abhängig. Das Einzige, worauf es ankommt, ist die Tatsache, daß Verallgemeinerung

Das ist, wie es scheint, eine klare Sache, doch wie die Psychologen bemerkt haben, gibt es hinsichtlich des Reizes ein Problem: Warum soll man im Fall des Hundes etwa sagen, das Läuten der Glocke sei der Reiz? Warum nicht die Luftschwingung in der Nähe der Ohren des Hundes – oder sogar die Reizung seiner Nervenenden? Würde man dafür sorgen, daß die Luft in derselben Weise vibriert, wie es sonst durch die Glocke bewirkt wird, würde das im Hinblick auf das Verhalten des Hundes gewiß keinen Unterschied machen. Und wenn die richtigen Nervenenden in der richtigen Weise aktiviert würden, ergäbe sich immer noch kein Unterschied. Und wenn wir schon eine Entscheidung treffen müssen, dürfte die dem Verhalten nächstliegende Ursache am ehesten Anspruch darauf haben, der Reiz genannt zu werden, denn je weiter ein Ereignis in kausaler Hinsicht vom Wahrnehmenden entfernt ist, desto eher besteht die Möglichkeit einer Unterbrechung der Kausalkette. Warum sollte man mit Bezug auf das Kind nicht das gleiche sagen? Man könnte behaupten: Seine Reaktion gilt nicht den Tischen, sondern den Reizmustern an seiner Oberfläche, denn diese Reizmuster rufen das Verhalten immer hervor, während es von Tischen nur ausgelöst wird, wenn die Bedingungen günstig sind.

Was erklärt den Umstand, daß es uns so natürlich vorkommt zu sagen, der Hund reagiere auf die Glocke, das Kind auf Tische? Es kommt uns deshalb natürlich vor, weil es – für uns – tatsächlich das Natürliche ist. Ebenso wie der Hund und das Kind auf bestimmte Reize in ähnlicher Weise reagieren, so reagieren auch wir selbst. Wir sind diejenigen, die es natürlich finden, die verschiedenen Speichelabsonderungen des Hundes des zusammenzugruppieren; und die kausal mit dem Verhalten des Hundes verbundenen Ereignisse in der Welt, die wir bemerken und zusammenzugruppieren, sind Glockengeläute. Wir finden die Äußerungen des Wortes »Tisch« seitens des in der einen oder anderen Weise stratifizierte, und zwar bei verschiedenen Personen in ähnlicher Weise.

Kindes ähnlich, und die während dieser Äußerungen in der Welt gegebenen Dinge, die wir von Natur aus zusammengruppierten, bilden eine Klasse von Tischen. Die akustischen und visuellen Muster, die mit jeweils unterschiedlicher Geschwindigkeit zwischen Glocke und Hundeohren bzw. zwischen Tischen und Kinderäugen dahinschießen, können wir nicht ohne weiteres wahrnehmen; und wenn wir es könnten, würde es uns womöglich schwerfallen anzugeben, was ihre Ähnlichkeit ausmacht. (Es sei denn freilich, man bedient sich eines Tricks und sagt, dies seien die für das Läuten von Glocken bzw. für das Sehen von Tischen charakteristischen Muster.) Ebenso gilt, daß wir die Reizung der Nervenenden anderer Personen und Tiere nicht wahrnehmen; und wenn wir es fäten, fänden wir es wahrscheinlich unmöglich, in nichtzirkulärer Weise zu beschreiben, wie es kommt, daß die Muster bei den verschiedenen Versuchen in relevanter Hinsicht ähnlich wirken. Dieses Problem gleiche weitgehend dem der Definition von Tischen und Glockenläuten durch Bezugnahme auf Sinnesdaten, aber ohne Erwähnung von Tischen oder Glocken, und seine Lösung wäre ebenso unmöglich.

Unser Bild umfaßt nunmehr nicht bloß zwei, sondern drei Ähnlichkeitsmuster. Das Kind findet Tische ähnlich; wir finden Tische ähnlich; und außerdem finden wir die Reaktionen des Kindes auf Tische ähnlich. Jetzt hat es Sinn, daß wir die Reaktionen des Kindes Reaktionen auf Tische nennen. Sind diese drei Reaktionsmuster gegeben, können wir den Reizen, welche die Reaktionen des Kindes auslösen, einen Ort zuordnen. Die relevanten Reize sind die Gegenstände oder Ereignisse, die wir natürlicherweise ähnlich finden (nämlich Tische) und die in wechselseitigen Beziehungen stehen zu Reaktionen des Kindes, die wir ihrerseits ähnlich finden. Das ist eine Form von Triangulation: Eine Linie verläuft vom Kind aus zum Tisch hin, eine weitere Linie verläuft von uns aus zum Tisch hin, und die dritte Linie geht von uns hin zum Kind. Seinen Ort hat »der« Reiz dort, wo die Linie vom Kind

zum Tisch sich mit der Linie von uns zum Tisch schneider. Ist unsere Sicht des Kindes und der Welt gegeben, können wir »die« Ursache der Reaktionen des Kindes ermitteln. Es handelt sich um die gemeinsame Ursache unserer Reaktion und der Reaktion des Kindes.¹⁷

Damit sind genügend Merkmale an ihren Platz gerückt worden, um der Vorstellung, der Reiz habe einen objektiven Ort in einem gemeinsamen Raum, Sinn zu verleihen. Allerdings zeigt nichts an diesem Bild, daß entweder wir, die Beobachter, oder unsere Versuchsobjekte, der Hund und das Kind, über diese Vorstellung verfügen. Dennoch sind wir ein gutes Stück vorangekommen. Denn wenn ich recht habe, ist die von mir beschriebene Art der Triangulation zwar nicht hinreichend für den Nachweis, daß ein Lebewesen einen Begriff hat für einen bestimmten Gegenstand oder für eine Art von Gegenständen, wohl aber notwendig, damit es überhaupt eine Antwort gibt auf die Frage, was durch die Begriffe dieses Lebewesens begrifflich erfaßt wird. Wenn wir ein einzelnes Lebewesen allein betrachten, können seine Reaktionen – egal, wie komplex sie sind – nicht zeigen, daß sich seine Reaktionen oder Überlegungen auf Ereignisse beziehen, die sich in einer gewissen Entfernung von ihm abspielen, und nicht etwa auf seiner Haut. Die Welt des Solipsisten kann jede beliebige Größe annehmen, was nichts anderes besagt, als daß sie vom Standpunkt des Solipsisten keine Größe hat und gar keine Welt ist.

Dabei geht es, wie ich betonen sollte, nicht um das Problem, wie man verifizieren könnte, auf welche Gegenstände oder Ereignisse ein Lebewesen reagiert, sondern ausschlaggebend ist, daß es ohne ein auf das erste Lebewesen reagierendes

¹⁷ Die Metapher der Triangulation wird in Abhandlung 7 eingeführt. Die Vorstellung von der »gemeinsamen Ursache« wird in Abhandlung 10 ausführlicher dargelegt. Daß der Gedanke ein soziales Phänomen ist, wird in dem Aufsatz »Denken und Reden« (Nr. 11 in *Wahrheit und Interpretation*) sowie in der Abhandlung 7 des vorliegenden Bands betont.

zweites Lebewesen keine Antwort auf diese Frage geben kann. Und natürlich gilt: Wenn es auf diese Frage keine Antwort gibt, gibt es auch keine Antwort auf die Frage, welche Sprache von einem bestimmten Lebewesen gesprochen werde. Denn um eine Sprache als eine bezeichnen zu können, die tatsächlich gesprochen wird, ist es erforderlich, daß Äußerungen auf Gegenstände und Ereignisse in der Welt abgebildet werden (bei denen es sich im allgemeinen nicht um Ereignisse auf der Hautoberfläche handelt). Daher können wir, als Vorstufe zu einer Beantwortung unserer Ausgangsfrage, sagen, daß es, ehe jemand Gedanken haben kann, ein oder mehrere andere Lebewesen geben muß, die mit dem Sprecher interagieren. Dies kann aber natürlich nicht ausreichen, denn das bloße Interagieren als solches zeigt nicht, in welcher Weise die Interaktion für die beteiligten Wesen von Bedeutung ist. Sofern man von den betreffenden Wesen nicht sagen kann, sie reagierten auf die Interaktion, besteht keine Möglichkeit, wie sie sich für ihre Erkenntnisse die dreifältige Beziehung zunutze machen können, durch die *unserer* Vorstellung Inhalt verliehen wird, daß sie auf einen bestimmten Gegenstand reagieren und nicht auf einen anderen.

Folgendes sind demnach notwendige Teilbedingungen: Die Interaktion muß den interagierenden Lebewesen zugänglich gemacht werden. So hat das Kind, welches das Wort »Tisch« lernt, im Grunde bereits gemerkt, daß die Reaktionen des Lehrers ähnlich (nämlich belohnend) sind, sobald seine eigenen Reaktionen (Äußerungen des Wortes »Tisch«) ähnlich sind. Der Lehrer wiederum bringt dem Kind bei, ähnlich auf das zu reagieren, was er (der Lehrer) als ähnliche Reize wahrnimmt. Damit dies funktioniert, müssen die angeborenen Ähnlichkeitsreaktionen von Kind und Lehrer – also das, was sie von Natur aus zusammengruppieren – weitgehend ähnlich sein; andernfalls wird das Kind auf die nach Ansicht des Lehrers ähnlichen Reize in Weisen reagieren, die der Lehrer nicht für ähnlich erachtet. Eine Bedingung dafür, daß man ein Spre-

cher sein kann, ist die, daß es andere geben muß, die einem selbst hinreichend ähnlich sind.

Von den für das Sprechen einer Sprache offenbar wesentlichen Begriffen der Überzeugung und der Absicht ist in meiner expliziten Darstellung bislang nicht die Rede gewesen. Ich denke gar nicht daran, diese Begriffe durch Bezugnahme auf die bis jetzt geschilderten simplen Konditionierungssituationen einführen zu wollen. Der Begriff des Gedankens läßt sich auf keinen anderen zurückführen, und auf diese simplen Begriffe erst recht nicht. Ich habe lediglich zu zeigen versucht, daß Interaktion zwischen ähnlichen Lebewesen eine notwendige Bedingung für das Sprechen einer Sprache ist.

Nun wollen wir zwei Punkte zusammenbringen: Erstens, wenn jemand Gedanken hat, muß es ein anderes empfindungsfähiges Wesen geben, dessen angeborene Ähnlichkeitsreaktionen den eigenen hinreichend ähneln, um die Frage zu beantworten, auf welchen Reiz der Sprecher denn eigentlich reagiert. Zweitens, wenn die Reaktionen des Sprechers sprachlicher Art sind, müssen sie bewußt und absichtlich Reaktionen auf spezifische Reize sein. Der Sprecher muß den Begriff des betreffenden Gegenstands – der Glocke oder der Tische – haben. Da die Glocke bzw. der Tisch nur mit Hilfe des Durchschnitts von zwei (oder mehr) Mengen von Ähnlichkeitsreaktionen (die wir nachgerade Denklinien nennen könnten) identifiziert wird, besteht das Haben des Tische bzw. des Glockenbegriffs darin, daß man das Vorhandensein eines Dreiecks erkennt, dessen einer Scheitelpunkt man selbst ist, während ein weiterer ein anderes Lebewesen von ähnlicher Artung und der dritte ein Gegenstand (Tisch oder Glocke) ist, der sich in einem somit gemeinschaftlich gestrahten Raum befindet.

Daß der zweite Scheitelpunkt, also das zweite Lebewesen oder die zweite Person, auf denselben Gegenstand reagiert wie man selbst, kann man nur dadurch in Erfahrung bringen,

daß man herausbekommt, ob die andere Person denselben Gegenstand im Sinn hat. Doch dann muß die zweite Person ebenfalls wissen, daß die erste Person einen Scheitelpunkt desselben Dreiecks bildet, welches einen anderen Scheitelpunkt aufweist, der von ihr – der zweiten Person – eingenommen wird. Damit zwei Personen voneinander wissen können, daß sie – daß ihre Gedanken – in einer solchen Beziehung zueinander stehen, ist erforderlich, daß es zwischen ihnen zur Kommunikation kommt. Jede dieser beiden Personen muß mit der jeweils anderen reden und von der anderen verstanden werden. Wie schon gesagt: Sie brauchen zwar mit denselben Wörtern nicht dasselbe zu meinen, aber sie müssen beide Interpreten des jeweils anderen sein.

Die in den letzten beiden Absätzen hastig geäußerten Bemerkungen deuten an, was man tun müßte, um eine Erklärung sinnvollen Redens zu geben. Aber auf eine solche Erklärung hatte ich es hier gar nicht abgesehen, sondern ich wollte nur eine Argumentation ausfindig machen, die zeigt, warum die erste Sprache nicht privat sein kann.

Diese Argumentation zeigt, daß die erste Sprache einer Person nicht privat sein kann, d. h. es kann sich nicht um eine Sprache handeln, die von nur einem Lebewesen verstanden wird. Insofern steht diese Argumentation in Einklang mit Kripkes Witzgenstein. Allerdings schlägt meine Argumentation einen anderen Weg ein, und sie würzt den sozialen Aspekt der Sprache in anderer Weise. Kripke ist auf die zweite Person bzw. auf eine Gemeinschaft angewiesen, um ein eingeschlossenes Verfahren zu konkretisieren, an dem sich auch der Sprecher beteiligen kann. Die von mir skizzierte Argumentation hingegen läßt ein gemeinsames Verfahren natürlich zu, setzt es aber nicht voraus, doch sie hängt davon ab, daß wenigstens zwei Sprecher-Interpreten miteinander interagieren, denn wenn ich recht habe, könnte man ohne Interaktion mit einer zweiten Person gar nicht angeben, worüber ein Sprecher redet oder nachdenkt, und es gäbe keine Basis für die Behauptung

tung, er könne Gegenstände in einem objektiven Raum und in objektiver Zeit lokalisieren.

Die hier dargelegten Überlegungen gelten nicht nur für die Sprache, sondern genauso auch für das Denken im allgemeinen. Glauben, Beabsichtigen und die übrigen propositionalen Einstellungen sind allesamt etwas Soziales, denn sie sind Zustände, in denen sich ein Lebewesen nicht befinden kann, ohne über den Begriff der objektiven Wahrheit zu verfügen; und dies ist ein Begriff, den man nicht haben kann, ohne daß man an derselben Welt und an derselben Denkweise über die Welt teilhat wie jemand anders und überdies weiß, daß man daran teilhat.

9

Die Entstehung des Denkens

Der Bibel zufolge war das Wort von Anfang an da, doch es erscheint einleuchtender, daß Worte und Gedanken erst vor recht kurzer Zeit zum Vorschein gekommen sind. Was bedeutet es jedoch, wenn man sagt, ein Aspekt der Welt sei »entstanden«?

Von Entstehung zu reden, hat nur Sinn, wenn man einen bestimmten Blickpunkt einnimmt und sich im Rahmen einer bestimmten Begriffsmenge bewegt. Unter Voraussetzung *myserer* Begriffsmenge können wir uns einen Reim auf die Vorstellung machen, daß verschiedene Begriffe zu verschiedenen Zeiten exemplifiziert wurden. Die Begriffe der Quantentheorie wurden schon ganz früh exemplifiziert. Die Begriffe für die diversen Elemente erhielten erst später nach und nach konkrete Entsprechungen. Der Begriff des Lebens ist erst vor recht kurzer Zeit exemplifiziert worden, und unter die Begriffe des Denkens und der Sprache fällt erst ganz neuerdings etwas, nämlich seit es höhere Säugtiere gibt. Das heißt nicht, daß sich die Gesetze der Physik geändert haben, aber es bedeutet, daß wir, um Gedanken zu beschreiben und zu erklären, Begriffe benötigen, die nicht mit Hilfe des Vokabulars der Physik (oder sonst einer Naturwissenschaft) definiert werden können. Entstehung ist also in einem klaren Sinn relativ zu einer Begriffsmenge. Begriffe sind ihrerseits etwas Abstraktes und somit natürlich zeitlos, doch es kann geschehen, daß bestimmte Begriffe erst im Laufe der Zeit exemplifiziert werden. Das Universum kümmert sich, wie nicht eigens gesagt werden muß, nicht um unsere Begriffe. Uns hingegen liegt sehr viel an der Exemplifizierung derjenigen Begriffe, von denen der Begriff des Denkens abhängt, also solcher Begriffe wie: Überzeugung, Wunsch, Absicht, absichtliches Handeln, Erinnerung, Wahrnehmung und was es